

Prof. Dr. Walter S c h m i t h a l s (Berlin)

Gewißheit und Bewährung

Unsere Zeit scheint weniger als andere Zeiten imstande zu sein, den Menschen Gewißheit ihres Daseins zu vermitteln. Nun mag es zwar sein, daß die Zeiten als solche überhaupt nicht imstande sind, solche Gewißheit zu vermitteln. Indessen hat es Zeiten gegeben, die, wenn nicht alles täuscht, verglichen mit der unseren in ruhiger Stetigkeit dahingeflossen sind, wenig erschüttert durch das, was wir die Stürme der Zeit nennen, nicht verwirrt durch das, was wir den wechselnden Geist der Zeiten heißen. Oder täuschen wir uns mit solchem Urteil? Verzerrt der Abstand der Zeiten unsere Perspektive?

Wie dem auch sei! Daß unsere eigene Zeit mehr Impulse der Verunsicherung des Lebens als der Gewißheit des Daseins bietet, erfährt jeder in starkem, oft in überstarkem Maße. Jugend berauscht sich deshalb zunehmend an den Drogen der Träume und der Utopien, Erwachsene fliehen in das Vergessen, das Zerstreuung und Genuß gewährt, oder in die Leistung um der Leistung willen, und die einzige Gewißheit, die wächst, ist die Gewißheit der Nichtigkeit: "Es ist alles ganz eitel! Was hat der Mensch für Gewinn von all seiner Mühe, die er hat unter der Sonne?" (Pred. 1,2f.). Und daß nicht einmal mehr die tägliche Mühe und Arbeit die notwendige Voraussetzung des Lebens ist - manches an unserer Lebensweise trägt für manche Züge des Schlaraffenlandes, und auch der Faulste wird in unserer Gesellschaft satt - entleert das Leben noch zusätzlich von Sinn und Gewißheit.

Hat nicht die Verunsicherung längst auch auf den Gottesdienst selbst übergegriffen, der doch von altersher Quelle der Gewißheit war, Ort der Sammlung aus aller Zerstreuung, Zeit der Heimkehr aus aller Fremde, der Einkehr nach allen Verirrungen, Oase in einer Welt, die Nietzsche ein Tor zu tausend Wüsten stumm und kalt nannte? Manchmal wurde mir von den aus Schlesien und Ostpreußen Vertriebenen nach dem letzten Krieg erzählt, die erste Empfindung bleibender Geborgenheit hätten sie in der Fremde gespürt, als sie im Gottesdienst der neuen Heimat dieselben Lieder, dieselbe Liturgie und dieselben biblischen Worte sangen

und hörten wie zuhause. Hier hat sich manches geändert, im Inneren wie im Äußeren. Angebot und Nachfrage des gottesdienstlichen Lebens haben nachgelassen, und die mangelnde Nachfrage drückt auf das Angebot. Und wie der Kaufmann bei schlechtem Geschäft sein Sortiment zu ändern sucht, ist auch im Gottesdienst nicht alles beim Alten geblieben. Das ist nicht unangemessen, wenn es darum geht, in neuer Zeit die Substanz des gottesdienstlichen Lebens zu erhalten und zu stärken. Freilich scheinen dem Gottesdienst nicht alle Versuche der Erneuerung gut bekommen zu sein. Die Verunsicherung zog auch in viele Gottesdienste ein, in denen Angst und Zweifel nicht zur Ruhe gebracht, sondern ausgeteilt werden, subjektive Empfindung die beruhigende Strenge des Bekenntnisses übertönt, der Austausch von Ansichten und Meinungen das Hören auf das gewisse Wort verdrängt.

Indessen darf der Gottesdienst, wenn er Gewißheit vermitteln soll, kein Wechselrahmen für verschiedene Bilder sein, sondern selbst das Bild, nämlich das wirkungskräftige Abbild der Liebe Gottes, das Ebenbild des lebendigen Gottes in der Verkündigung seines Wortes und unter den Zeichen von Brot und Wein. Die Kirche kann und darf nichts anderes anbieten, will sie dem Menschen in seinem ungewissen Dasein Gewißheit vermitteln. Das aber soll sie tun, und wer hätte mehr an Gewißheit anzubieten als sie? Wo wollte sie also Anleihen machen können? Wo soll Gewißheit zu finden sein, wenn selbst der Gottesdienst sie nicht mehr vermittelt?

Gewißheit aber liegt im Gottesdienst, wenn und weil sie in dem Bekenntnis zu Vater, Sohn und Heiligem Geist liegt, in der Lehre von Sünde, Gnade und Dankbarkeit, in dem Zusammenklang von Glaube, Liebe und Hoffnung, in der Einheit von Wort, Mahl und Gebet. Wer hier keine Gewißheit für sein Leben findet, wird sie, so sagt der Gottesdienst selbst, andernorts gewiß nicht finden, auch wenn erst die im Gottesdienst wurzelnde Gewißheit selbst definitiv das Ungenügen jener Brunnen aufdeckt, die Menschen mit viel Mühen aus eigener Kraft bauen und die am Ende doch löcherig sind und kein Wasser geben (Jer. 2,13).

Aber - und damit sind wir unmittelbar bei unserem Thema - wie hängen Gewißheit und Bewährung zusammen? Haben wir es mit einem Dreischritt zu tun, so daß aus dem gottesdienstlichen Hören

die Gewißheit des Glaubens erwächst (Röm. 10,17), auf den Glauben aber das Tun, die Bewährung, folgt - entsprechend dem vielfach variierten Wort, daß der Glaube in der Liebe tätig (Gal.5,6), ohne Werke aber tot sei (Jak. 2,17)? Nun, so ist der Zusammenhang von Gewißheit und Bewährung auch zu verstehen - der Glaube darf nicht ohne seine Früchte bleiben - , aber nicht allein so und so nicht einmal in erster Linie.

Denn wie sollten wir tapfer an die Werke der Liebe gehen können, wenn die Gewißheit des Glaubens vorher feststehen muß? Wann ist diese Gewißheit gewiß genug, damit wir mit der Bewährung beginnen können? Wann hat der Gottesdienst als Gewißheit schenkende Versammlung unter dem Wort sein Werk getan, so daß der Gottesdienst im Alltag der Welt beginnen kann? Kommen wir über das "Ich glaube, hilf mir in meinem Unglauben" (Mark. 9,24) jemals hinaus zu einem selbstgewissen "Ich glaube", mit dem die so verstandene Bewährung dann beginnen könnte?

Gewiß nicht!

Darum hängen Gewißheit und Bewährung auch und vor allem so zusammen, daß es ohne die Bewährung auch keine Gewißheit gibt. Nicht daß wir die fehlende Gewißheit durch unsere Aktivität kompensieren oder ersetzen könnten! Das wäre die heute oft zu beobachtende Flucht vor der Gewißheit, welche die Gewißheit endgültig zerstört; denn wie sollten wir in unserem Tun Gewißheit finden? Aber so wie die Gewißheit des Glaubens auf seine Bewährung zielt, so will diese Bewährung des Glaubens im Alltag der Welt zugleich zur Gewißheit des Glaubens führen; die Bewährung dient der Gewißheit so, wie diese jene hervorruft.

In Joh. 7,17 heißt es - ich übersetze sinngemäß -: "Wenn jemand sich bemüht, Gottes Willen zu tun, so wird er dessen gewiß werden, daß meine Worte von Gott kommen und ich nicht von mir selbst rede." "Gottes Willen tun" meint an dieser Stelle nicht nur, seine Gebote erfüllen, sondern seinen Glauben im Alltag der Welt umfassend bewähren. Nur solche Bewährung des Glaubens selbst in allen Bezügen des Daseins erlaubt und ermöglicht die Gewißheit des Glaubens. Da es sich bei dem Glauben nicht um ein abstraktes, von der Welt abgezogenes Gedankengebäude handelt, n e b e n den dann allenfalls die Werke treten können, sondern

um die Wahrheit des Lebens selbst, das mehr ist als Essen und Trinken und mehr als das Machbare, erweist sich die Wahrheit des Glaubens allein in dessen lebendiger Bewährung. Ohne solche Bewährung des Glaubens hätte auch eine vorlaufende Gewißheit, wie immer sie zustande gekommen sein mag, keinen Bestand.

Mit anderen Worten: Der Zweifel läßt sich nicht durch eine Vermehrung von Beweisen überwinden, die Erfahrung von Sinnlosigkeit nicht durch das verbale Einhämmern von Sinn. Bleibende Gewißheit erwächst vielmehr aus der lebendigen Bewährung des Glaubens, aus dem umfassend verstandenen Tun des Willens Gottes. Allein im 'Wagnis' des Glaubens, das heißt in dem Versuch, das Leben nach der Richtschnur des Glaubens zu führen, also in der wagenden Bewährung des Glaubens in der umfassenden Wirklichkeit unseres Lebens, stellt sich auch die Gewißheit neu ein.

Darum ist die Bewährung des Glaubens nicht nur eine Folge des Glaubens, der auch ohne solche Bewährung er selbst bliebe. Die Bewährung ist zugleich die Bedingung des Glaubens selbst, der ohne solche in seiner Bewährung erprobten Gewißheit nicht leben kann. Glaube bedarf um seiner selbst willen der Erfahrung seiner selbst. Darum muß er sich der Bewährung aussetzen, in der nicht einfach gute Werke zum Glauben hinzutreten - dieses Verhältnis von Glaube und Bewährung führt sehr schnell zu einer Auflösung des Glaubens in das Tun und wirft den Menschen auf sich selbst zurück - , sondern zu einer Bewährung, in welcher sich der Glaube selbst bewahrt.

Insofern schließt also der Gottesdienst, weil er auf Gewißheit aus ist, die lebendige Bewährung des Glaubens ein, weshalb auch die Unterscheidung von sonntäglichem Gottesdienst und von Gottesdienst im Alltag der Welt nur gemacht werden darf, um die unlösbare Bezogenheit jedes von beidem auf das andere herauszustellen. Wird diese Beziehung gelöst, verlieren sich Gewißheit und Bewährung. Die Gewißheit des Glaubens verkommt zu bloßem Für-wahr-halten, und die alltägliche Bewährung verfängt sich in der Trostlosigkeit des auf sich selbst und sein Tun geworfenen Menschen.

Wir wollen dem so beschriebenen Zusammenhang von Gewißheit und

Bewährung im Folgenden einige konkrete Konturen verleihen, und zwar soll dies an Hand der die gottesdienstliche Vergewisserung umfassend bezeichnenden Dreiheit 'Glaube - Liebe - Hoffnung' geschehen (1. Kor. 13,13), die insofern relativ willkürlich gewählt wurde, als man den Inhalt der gottesdienstlichen Vergewisserung auch vielfältig in anderer Weise beschreiben könnte, die indessen besonders gut geeignet sein dürfte, uns Einsicht in das Feld der Erfahrung und Bewährung zu vermitteln.

I

Wir beginnen mit dem in 1. Kor. 13,13 genannten Glauben, der n e b e n Liebe und Hoffnung nicht das christliche Dasein als solches und in allen seinen Aspekten bezeichnet, sondern nur in einer Dimension, freilich in einer wesentlichen und fundamentalen Dimension.

Gegen die Weisheit gesetzt, bezeichnet er in 1. Kor. 13 das Vertrauen nicht in das Dasein selbst, sondern in seinen transzendenten Grund, seinen göttlichen Ursprung. Glaube verläßt sich auf das Nicht-Machbare, das Unverfügbare. Glaube rechnet mit der Treue Gottes gegenüber seiner Schöpfung, auch gegenüber dem ungehorsamen Geschöpf. Im Glaube verzichtet der Mensch darauf, von sich aus seinem Leben einen Sinn zu geben und ein Ende zu setzen, und darauf, aus seinem Wissen und Können der Weltgeschichte ein Ziel zu geben. Glaube ist Rückkehr in die vertrauensvolle Zuversicht des Kindes, das sich sicher fühlt, wo es nicht auf sich selbst gestellt, sondern getragen und gesegnet wird: "Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in die Herrschaft Gottes eingehen" (Mt. 18,3). Glaube ist als Gewißheit das Gegenteil von Selbstgewißheit, das heißt von Gewißheit aus uns selbst, und gerade so Selbst-Findung, nämlich Heimkehr aus der Verlorenheit an Zufall, Geschick und das 'man', Heimkehr aus der Auslieferung an die eigene Vergangenheit, aus der Verhaftung an das, was wir selbst aus unserem Leben gemacht haben, aus der Gefangenschaft am Vergänglichen. Glaube ist Freude in allem Leide, Getrostheit auch im Scheitern, Gelassenheit in den Stürmen der Zeit.

Diesen Glauben gibt es als einen gewissen Glauben nicht jenseits seiner Bewährung. Nur der g e l e b t e Glaube gewährt aus

seiner lebendigen Erfahrung die Gewißheit seiner selbst.

Ich richte in diesem Zusammenhang unsere Aufmerksamkeit beispielhaft auf das Problem der Erziehung zum Glauben und damit auf ein Feld exemplarischer Bewährung des Glaubens.

Erziehung zum Glauben soll hier und kann auch nicht verstanden werden im Sinn eines fordernden Zwangs, aber auch nicht im Sinn einer bloß intellektuellen Erinnerung. Erziehung zum Glauben heißt, auf einem Weg vorangehen, damit andere nachziehen können; heißt, im Gewirr der Wege den einen Weg wählen und ihn sichtbar zu gehen, so daß er als ein gangbarer Weg dargetan wird und zur Nachfolge ermuntert. Gerade in einer Zeit wie der unseren, in welcher der Verstand die Vernunft, die Wissenschaft die Weisheit, die Ansichten der Sinne die Einsichten des Herzens zurückdrängen, muß sich Erziehung zum Glauben als Einbeziehung in den Glauben, als beispielgebende Ermunterung zum Glauben vollziehen. Dem in solcher Weise l e b e n d i g e n Verstehen des Glaubens, dem praktizierten Einverständnis, wird - früher oder später - auch die verstehende E i n s i c h t in den Glauben am besten gelingen.

Nachdem das Opfer der Erstgeburt angeordnet wurde, heißt es in 2. Mose 13,14: "Und wenn dich dann heute oder morgen dein Kind fragt: Was bedeutet das?, dann sollst du ihm sagen ..." - nämlich die Geschichte von der Erlösung aus Ägypten erzählen. Das im Volk Gottes vollzogene Opfer provoziert bei den jungen Menschen die Frage nach dem Sinn solchen Tuns, an dem sie beteiligt werden, und die entsprechende Antwort. Die Teilhabe an der Erfahrung des Glaubens ist der beste Weg auch zum Einverständnis des Glaubens. Wer erst ein Einverständnis oder Einvernehmen oder gar Gewißheit vermitteln will, um damit Erfahrung zu ermöglichen, wird selten zum Ziel seiner Erziehung kommen. Einverständnis mit Leben, auch dem Leben des Glaubens, setzt Einübung voraus. Auf die Frage, warum er mit seinen Konfirmanden nicht bete, antwortete mir ein junger Pfarrer: Weil er das Gebet mit ihnen noch nicht durchgenommen habe. Die Frage, ob seine Mutter mit ihm auch erst gebetet habe, nachdem sie das Gebet mit ihm durchgenommen habe, machte ihn nicht ohne Grund einigermaßen verlegen.

Man hört heute manchmal, Erziehung zum Glauben sei autoritärer Zwang. Der Mensch müsse seinen Weg, auch den Weg zum Glauben, ohne solche Erziehung finden.

Hinter solcher Rede dürfte schon ein Mißverständnis des Glaubens selbst stehen. Denn kann eine Erziehung zur F r e i h e i t des Glaubens in der Weise der Einübung in die Erfahrung des Glaubens überhaupt Zwang sein? Unterwirft man den Heranwachsenden nicht einem viel größeren Zwang, wenn man ihn orientierungslos in das Leben führt in der merkwürdigen Vorstellung, daß dadurch die Entscheidung des Glaubens oder des Unglaubens am besten vorbereitet werde?

Vor allem aber kann der Glaube selbst auf seine Bewährung im Alltag der Welt, zu dem auch die anvertrauten Mitmenschen gehören, nicht verzichten. Glaube kann und darf sich nicht verbergen, will er seiner selbst gewiß werden; unverborgen aber provoziert er den Nächsten unvermeidlich zur Stellungnahme und zur eigenen Erfahrung. Christen, die Aufgaben der Erziehung wahrzunehmen haben, ziehen darum, wenn sie wirklich als Christen leben, zum Glauben, selbst wenn sie es gar nicht bewußt tun sollten.

Indessen soll der Glaubende um seiner eigenen Gewißheit willen jene Bewährung geradezu suchen, die wir mit dem Stichwort 'Erziehung zum Glauben' in den Blick nehmen. Die Erfahrung des Glaubens zeigt, daß die eigenen Fragen nie besser Antwort finden als dann und dort, wo wir gehalten sind, Anderen auf entsprechende Fragen zu antworten. Anfechtung wird nicht dort überwunden, wo wir uns in uns selbst zurückziehen, sondern wo wir trotz eigener Anfechtung denen, die angefochten sind, in ihrer Anfechtung beispringen. Das tapfere Bekenntnis trägt uns in der eigenen Kammer nicht weit, doch es gibt Gewißheit, wo wir allezeit bereit sind zur Antwort und Verantwortung gegenüber jedermann, der Rechenschaft der Hoffnung fordert, die in uns ist (1. Petr., 3,15). Predigt bewährt sich als vollmächtig nicht dort, wo der Prediger jedes Wort auf seine subjektive Seelenwaage legt und wägt und nur das weitergibt, was glatt durch das Schlüsselloch seiner eigenen Überzeugung geht, sondern wo er das ihm aufgetragene Wort predigt, auch wenn es ihm selbst manchmal wenig zeitgemäß dünkt, um in solcher Bewährung des ihm übertragenen Amtes auch selbst in der Gewißheit des Glaubens zu wachsen.

Kinder dürfen von ihren Eltern lernen, was glauben heißt; aber finden nicht auch viele Eltern zurück in den gelebten und erfahrenen Glauben, wenn sie ihren Kindern Rechenschaft über den Glauben geben sollen?

So geht der Weg des Glaubens nicht nur von der Gewißheit zur Bewährung, sondern auch von der Bewährung zur Gewißheit, und wer Gewißheit des Glaubens sucht, soll sie darum auch in der Bewährung des Glaubens suchen, so daß Gewißheit und Bewährung zu einem Kreis werden, in dem der Gottesdienst selbst sich bewegt.

II

Paulus stellt in 1. Kor. 13,13 die Liebe zwischen Glauben und Hoffnung. Nennt er sie auch unter einem Gesichtspunkt, den wir hier nicht zu beachten brauchen, "die Größte unter ihnen", so ist sie doch nicht das Ganze. Keineswegs bewährt sich also das christliche Dasein nur in der Liebe. Solche oft geäußerte Meinung führt leicht zu einer Säkularisierung des Glaubens, weil von der Fülle der Glaubenswirklichkeit nur das menschliche Tun der Liebe festgehalten wird. Damit, so kann man hören, könne der moderne Mensch noch etwas anfangen. Gott ist Chiffre für das Tun der Liebe. Der Glaube löst sich in Handeln, die Theologie in Ethik oder Politik auf; der Gottesdienst reduziert sich auf den Gottesdienst im Alltag der Welt.

Niemand wird die so verstandene Liebe als solche gering achten; aber sie dient nicht der Bewährung des Glaubens. Sie kommt nicht aus Gewißheit und führt nicht zu Gewißheit, sondern ist vielmehr Ausdruck verlorener Glaubensgewißheit und insofern Ausdruck unserer Zeit.

Unser Thema bestimmt uns dagegen, mit Paulus von jener Liebe zu sprechen, in welcher der Glaube tätig ist (Gal. 5,6); denn es geht uns um die Beziehung von Gewißheit und Bewährung. In dieser Beziehung bewährt sich der Glaube in der Liebe und trägt die Liebe dem Glauben neue Gewißheit zu.

Wie aber? Scheitern wir nicht immerdar schon an der Liebe selbst, so daß sie in ihrer Unvollkommenheit viel eher die Schwäche und

Ungewißheit unseres Glaubens offenbart, als daß sie uns der in der Liebe wirksamen Kraft des Glaubens vergewissert?

Die Generation der Väter, die nach dem letzten Krieg die Trümmer aufräumte und mit Fleiß einen neuen Wohlstand und eine freiheitliche Gesellschaft aufbaute, tat dies nicht nur aus Eigennutz, sondern auch aus Liebe zu den Kindern, denen die Schrecken der Vergangenheit erspart bleiben sollten. Als die Kinder groß wurden, rebellierten viele von ihnen gegen die Väter, weil diese zwar im eigenen Land Wohlstand und Frieden, nicht aber weltweites Wohlergehen und umfassende Gerechtigkeit verwirklicht haben. Wie ungerecht dieser Protest auch immer sein mag und wie wenig die in ihm gesetzten Ziele der Erfahrung stand halten mögen: er ist nicht unverständlich, sondern weist auf die Unvollkommenheit und den Mangel auch in den größten Anstrengungen der Liebe hin.

Solcher öffentlichen gesellschaftlichen Erfahrung entspricht vielfältige persönliche Erfahrung. Die Saat der Liebe, die wir unseren Nächsten zuwenden, geht nicht immer auf, und wir wissen wohl, daß dies oft an der mangelnden Kraft und Selbstlosigkeit unserer Liebe liegt. Die Liebe dem einen zuwenden, heißt oft, sie dem anderen entziehen. Nicht selten hat der Liebende den Eindruck, er müsse zehn Hände gleichzeitig, mehrere Herzen nebeneinander haben und an vielen Orten zugleich sein, um dem Gebot der Liebe zu entsprechen. Und zu anderen Zeiten ist er so leer von Liebe, so bedürftig, selbst geliebt zu werden, so mutlos und schwach, daß auch der nötigste Dienst der Liebe unterbleibt.

Daß es zu Zeiten auch anders ist, wissen wir, und Erfolgserlebnisse der Liebe vermögen, wenn sie nicht zu Stolz und Eigenlob, sondern zu Dankbarkeit führen, durchaus dem Glauben neue Gewißheit zu geben, Gewißheit nämlich jener Liebe, die den Worten des Paulus zufolge in der Tat das Größte ist, nämlich der uns und den von uns Geliebten tragenden Liebe Gottes. Indessen wäre schlecht beraten, wer die Gewißheit seines Glaubens auf solche Bewährung seiner Liebe gründen möchte. Das Ungenügen der Liebe und die Frustrationen hinterlassen im allgemeinen tiefere Spuren als die glückliche Dankbarkeit. Bewährung des Glaubens kann sich dann aber nur e contrario - aus dem Gegenteil - vollziehen, nämlich so, daß wir die Kraft unserer Liebe nicht zum Maßstab der

Liebe Gottes machen, die in Jesus Christus ist, unserem Herrn (Röm. 8,39), und uns wie den anderen, an dem unsere Liebe versagt, noch im Scheitern geborgen wissen in der Liebe Gottes. Glaube bewährt sich, so gesehen, nicht in der Kraft der Liebe, sondern in der Kraft des Glaubens selbst, der solches Scheitern eingesteht, ohne zu resignieren, und aus der Kraft der Vergebung lebt. Angenommene Vergebung, erfahrene Gnade vermitteln gerade im Unvermögen der Liebe neue Gewißheit des Glaubens.

Dem allen ist aber noch ein - unter dem Gesichtspunkt der Liebe Entscheidendes - hinzuzufügen. Wir haben bisher die Liebe, und das entspricht einer verbreiteten Selbstverständlichkeit, als unser aktives Tun in den Blick gefaßt, mit dem ich dem Nächsten ein Maß an Gutem und an Gütern zuwende, seinem Mangel aufhelfe, für ihn eintrete.

Schaut man sich bei dem Apostel Paulus um, wie er 'Liebe' definiert, so stellt man fest, daß der Grundtenor seiner Rede von 'Liebe' viel eher 'passiv' ist, wie es in Röm. 13,10 im Vorblick auf die 'Schwachen', welche als solche von der 'Starken' getragen werden sollen, ausdrücklich heißt: "Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses". Der Liebende weint mit den Weinenden und freut sich mit den Fröhlichen (Röm. 12,15). Er wendet dem Nächsten Hochschätzung und Ehrerbietung zu (Röm. 12,10). Er läßt sich zu den Interessen und Erfahrungen der Geringen herab. (Röm. 12,16).

"Die Liebe ist langmütig, sie erzeigt sich gütig, sie ereifert sich nicht. Die Liebe prahlt nicht, sie bläht sich nicht auf, sie benimmt sich nicht unschicklich. Sie sucht nicht das Ihre; sie läßt sich nicht zum Zorn reizen; sie trägt das Böse nicht nach. Sie freut sich nicht am Unrecht (der anderen), sie freut sich aber mit über die Wahrheit. Sie läßt sich alles gefallen, sie vertraut allen, sie hofft alles, sie erduldet alles." (1. Kor. 13, 4 - 7)

Das Ertragen und Dulden des Nächsten, auch des von ihm kommenden Unrechts, stellt Paulus stärker heraus als die direkte helfende Zuwendung zu ihm. Das Tun der Liebe besteht nicht zuletzt in dem passiven Tun, das Böse nicht mit Bösem zu vergelten; denn wer Böses nicht mit Bösem vergilt, zerbricht die Kette des Bösen und wirkt dadurch Gutes, zumal wenn er feurige Kohlen auf das Haupt des Nächsten sammelt (Röm. 12,20), die ihn zur Buße leiten.

Das Klima, in dem Liebe gedeiht, wird also nicht vor allem von meiner Vorstellung vom Guten bestimmt, mit dem ich den Nächsten beglücken möchte, sondern von der Freiheit, mit der ich dem anderen erlaube, er selbst zu sein. Es gibt eine erdrückende Liebe, die in Wahrheit Selbstliebe ist; eine Affenliebe, die dem anderen keinen Selbstwert zubilligt; ein liebevolles Bemühen, den anderen nach meinem Bild zu bilden, das eben damit in Wahrheit die Liebe verrät; eine herrische Liebe, die den anderen zu seinem Glück zwingen will, weil ich damit mich selbst befriedige; es gibt liebevolle Umarmungen, die den Geliebten ersticken.

Wieviele Revolutionäre wollen - aus Liebe! - den Menschen zu seinem Glück zwingen; jenseits der großen Opfer verheißen sie das gelobte Land, das sie selbst in ihren Gedanken schon erreicht haben. Der Fanatismus der Liebe, mit dem die vermeintlich Wissenden die Unwissenden und Unentschlossenen auch gegen deren Willen beglücken möchten, kann verheerender wirken als die geballte Kraft des Hasses, weil dieser Fanatismus im Guten von keinem schlechten Gewissen angenagt wird.

In solcher Liebe bewährt sich die Gewißheit des christlichen Lebens nicht, sondern in der demütigen Liebe. Ohne Frage stellt die dulddende Liebe größere Anforderungen an die Liebeskraft des Menschen als die handelnde Liebe. Sich des Menschen anzunehmen, um ihn zu einem annehmbaren Menschen zu machen, fällt uns in der Regel viel leichter, als den Menschen selbst anzunehmen und zu akzeptieren, wie er ist. Die passive Liebe ist insofern, so wenig sie t u t, doch besonders groß.

Und im Unterschied zu der aktiven Liebe, die nie genug tut, muß s i e nicht scheitern. Darum stellt sich das Problem von Gewißheit und Bewährung hierbei in einer besonderen Weise dar. Die passive Liebe, die den anderen annimmt und trägt, wie er als der andere - anders - ist, reflektiert unmittelbar die Liebe Gottes, die den Sünder als solchen annimmt und trägt. Wer selbst in dieser Liebe Gottes den Grund seines Lebens sucht und findet, empfängt von daher, also aus der gottesdienstlich vermittelten Gewißheit des Glaubens, auch die Freiheit, den

anderen als den anderen in seiner Andersartigkeit zu lieben, und solche oft entsagungsvolle Liebe führt, weil sich der Glaube in ihr bewährt, oft zurück in ihren Ursprung, in die Gewißheit des Glaubens, entsprechend dem Vers:

"Laß mich an andern üben, was du an mir getan."

Der so Liebende erfährt sich in seiner Liebe als den, den Gott geliebt und angenommen hat. So wandert auch die Liebe in dem Kreis von Gewißheit und Bewährung derart, daß die Gewißheit der Liebe Gottes zur Bewährung in der Liebe führt, die dem Glauben neue Gewißheit vermittelt.

III

Wir sprechen schließlich von der Hoffnung.

Auch die Hoffnung ist - wie Glaube und Liebe - nur ein Teil der christlichen Erfahrung. Wir sprechen darum nicht von dem Prinzip Hoffnung, auch nicht von einer Theologie der Hoffnung. Solche Rede, welche die Hoffnung absolut setzt, geht von der Heillosigkeit des Lebens aus, das doch als Leben in Glaube und Liebe ein heilvolles Leben ist. Paulus sagt: Wir sind auf ein Hoffnungsgut hin gerettet worden (Röm 8,24). Die geschehene Erlösung ist also Grund und Bedingung auch der Hoffnung, nicht aber reduziert sich der christliche Glaube in die Hoffnung auf Erlösung. Wo nicht von dem schon in Glaube und Liebe gewährten Heil gesprochen werden kann, gibt es auch keinen Grund zur Hoffnung; denn die christliche Hoffnung hat keinen anderen Grund als das christliche Heil überhaupt: Jesus Christus.

Freilich: Die Rettung umschließt ein Hoffnungsgut, auf das hin wir gerettet sind. Zur Gewißheit des christlichen Daseins, welche der Gottesdienst vermittelt, gehört auch eine gewisse Hoffnung, ohne die auch Glaube und Liebe nicht bestehen können. Wir sprechen also von jener hoffnungsvollen Zuversicht, die zu Glaube und Liebe hinzugehört, und wir suchen diese Hoffnung sogleich dort auf, wo auch sie selbst ihre Bewährung zu bestehen hat, so daß wir erwarten können, daß sie dort auch neue Gewißheit findet: im Angesicht des Todes. 'Noch am Grabe pflanzt

er die Hoffnung auf', sagt Schiller vom Menschen, und in der Tat wäre eine Hoffnungsgewißheit wenig wert, wenn sie sich nicht im Angesicht des Todes bewährte (1Kor 15,19).

Soll sich die Gewißheit der Hoffnung im Angesicht des Todes bewähren, so muß sie sich wie Glaube und Liebe mitten im Leben bewähren; denn "mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen". Man kann die Bewährung der Hoffnung gegen den Tod nicht in den Tod selbst hinein aufschieben.

Fast unmerklich wurde in unserer Zeit der Tod an den Rand des Lebens gerückt. Fast jeder von uns stirbt heute, was früher ein selten erfüllter Wunsch war, 'alt und lebenssatt' an seinem natürlichen Lebensende. Er stirbt in der Regel - in Klinik oder Altersheim - jenseits seines Lebensraumes; er wird in Leichenhäusern abgestellt und im geschlossenen Sarg zum Friedhof gebracht. In den Großstädten liegen oft Wochen zwischen Tod und Bestattung, und inzwischen geht das Leben der Angehörigen kaum verändert weiter.

Nur selten begegnet der Tod im Leben, und dann kommt er meist plötzlich und unerwartet durch Unfall oder Selbstmord, als Störung, nicht als Teil des Lebens empfunden. Wie viele der Lebenden haben noch nie an einem Sterbebett gesessen, den letzten Atemzug beobachtet, die Augen zugeedrückt, das Angesicht eines Toten betrachtet?

Der an den Rand des Lebens gerückte Tod hat seine ursprüngliche Kraft für die Lebenden verloren. Der Tod als bloß natürliches Lebensende ist keine das Leben bestimmende Macht mehr. Der Mensch unserer Tage, der den Tod von sich entfernt hat, hat auch sich selbst vom Tod und damit von der Bewährung seiner Hoffnungsgewißheit entfernt. Der Tod kommt zwar unvermeidlich auf ihn zu, aber er setzt sich ihm nicht mehr aus.

Damit hört der Tod auch auf, die Hoffnung zu erproben, und an die Stelle der sich im Angesicht des Todes bewährenden hoffnungsvollen Zuversicht des Glaubens treten, falls der Mensch nicht alle Hoffnung fahren läßt, Hoffnungssurrogate - Utopien der heilen Welt, die der Mensch vor dem Tod schaffen kann, wenn nur die richtigen Leute regieren, die richtigen Programme herrschen, die richtigen Gruppen sich durchsetzen.

Solche Hoffnungen sind den biblischen Frommen unerschwinglich, weil sie sich nicht vom Tod abwenden. Die Bibel läßt den Tod zu Wort kommen. Er redet mit Gottes Stimme, und zwar mit der Stimme des r i c h t e n d e n Gottes: "Das macht dein Zorn, daß wir so vergehen, und dein Grimm, daß wir so plötzlich dahin müssen" (Ps 90,7). "Der Tod ist der Sünde Sold" (Röm 6,23). Der so verstandene Tod erinnert den Menschen nicht nur an seine Geschöpflichkeit: Das Leben ist Gabe, nicht Leistung; Geschenk, nicht Besitz.

Er deckt ihm auch und vor allem sein Streben auf, sich selbst zu übersteigen und sich nicht als Geschöpf, sondern als sein eigener Herr zu verstehen. Der Tod, als Gericht verstanden, ist die Quittung für menschliches Leben aus dem Tod, in dem der Mensch über sich selbst verfügt, vom Werk seiner Hände und von seiner Weisheit das Leben erwartet, für machbar erklärt, was doch Gabe ist, sich selbst die Entscheidung über Gut und Böse anmaßt, sich zum Herrn auch über anderes Leben - geborenes und ungebohenes - erhebt, die Schöpfung vergewaltigt statt verwaltet und sich in dem allen über sich selbst belügt.

Bedeutet darum aber der Tod nicht das Ende aller Hoffnung, weit entfernt davon, Ort ihrer Bewährung und Quell ihrer Gewißheit zu sein? Für biblisches Denken ist es umgekehrt. Grund und Gewißheit der Hoffnung gibt es nur auf dem Grunde des so verstandenen Todes, also nur durch das Gericht des Todes hindurch. Hoffnung verdient nur ein Leben aus dem Tod, und zwar aus dem als Gericht übernommenen und anerkannten Tod.

Jenseits des bloß natürlichen Todes gibt es kein Leben, aber jenseits des Gerichtes wartet die Gnade, ja, i m Gericht ist die Gnade gegenwärtig, so wie das 'Mein Gott, mein Gott' Jesu hoffnungsvoll die Auferstehung vorwegnimmt, weil das 'Du hast mich verlassen' nicht verschwiegen wird. Hoffen können wir nur auf ein Leben, das Gott schenkt. Lebendige Hoffnung bewährt sich darum so, daß sie das Gericht über ein Leben annimmt, das dem Tod gehört. Hoffnung nimmt deshalb um ihrer Bewährung willen den Tod schon in das Leben hinein.

Zu der heutigen Verdrängung des Todes gehört, daß man es oft für einen glücklichen Umstand hält, wenn ein Mensch tot um-

fällt und gar nicht zu 'sterben' braucht. Solche Einstellung liegt nahe, wenn der Tod zum hoffnungslosen natürlichen Lebensende geschrumpft ist: Ein Glück, wenn man von diesem Ende gar nichts merkt. Der fromme Beter dagegen bittet, Gott wolle ihn bewahren 'vor bösem, schnellen Tod', und von Friedrich Schleiermacher stammt das Wort: "Nur das habe ich mir immer gewünscht, recht bei voller Besinnung zu sterben ohne Überraschung und ohne Täuschung, den Tod recht sicher und bestimmt kommen zu sehen".

Es mag sein, daß mancher solchen Wunsch so hegt wie jene Philosophen des Altertums, die auch die stolze Übernahme des Todes noch einbeziehen wollten in die Leistungen ihres Lebens: wer dem Tod ohne Furcht ins Angesicht sieht, ist ihm innerlich noch überlegen, auch wenn er keine Hoffnung gegen den Tod hat. Für biblisches Denken, das den Tod als Gericht über alle selbstmächtige Leistung des Menschen versteht, verbietet sich diese bemerkenswerte stoische Haltung: Der Tod ist stärker als der Mensch. Die Bibel richtet dagegen den Blick des Menschen auf den Tod und auf das Sterben als auf das Gericht Gottes aus, damit er in dem so verstandenen Tod des einzigen Lebens ansichtig wird, das es gibt, des Lebens aus der Gnade Gottes:

"Gelobt sei Gott schon in der Zeit,
der uns die Freude hat gegeben,
daß, wenn man in sich spürt die Kraft des Todes leben,
man auch im Glauben fühlt des Lebens Tapferkeit."

(Christian Friedrich Richter)

In diesem Sinne ist der Tod Ort der Bewährung von Hoffnung und durch solche Bewährung hindurch Grund zur Gewißheit eines Glaubens an den Gott, "der die Toten lebendig macht und dem, was nichts ist, ruft, daß es sei" (Röm 4,17): dem, was nichts ist, also dem, der den Tod als Gericht Gottes annimmt.

Die Hoffnung bewährt sich also angesichts des Todes selbst, nicht an dem, was dem einen oder anderen jenseits des Todes sichtbar sein mag. Paulus sagt: "Ein Hoffnungsgut, das sichtbar ist, ist kein Hoffnungsgut: wenn jemand etwas sieht, was braucht er es noch zu erhoffen? Wenn wir aber etwas, was wir nicht sehen, erhoffen, so warten wir darauf in Geduld." (Röm 8,24f)

Er verschwendet also seine Gedanken nicht daran, Unvorstellbares vorstellbar, Undenkbares denkbar, Unanschauliches anschaulich zu machen. Es sind ja nicht nur unsere physikalischen Begriffe von Raum, Zeit und Zahl, die das Hoffnungsgut 'undenkbar' machen. Auch die Geschichtlichkeit des menschlichen Daseins, also unsere Geschöpflichkeit und Endlichkeit schlechthin, vermögen wir nur unter den Bedingungen der Geschichte, des Sichtbaren, zu denken. Eine qualitativ andere Geschichte als unsere Geschichte - also das Hoffnungsgut als geschichtliches - läßt sich aus den geschichtlichen Voraussetzungen nicht entwickeln oder denken. Denkend kann man nur das Sichtbare erfassen. Auch wenn wir vom Sichtbaren alle Qual wegdenken - wer es kann, möge es denken -, bedenken wir nicht das Unsichtbare, das ganz andere, das kein Auge gesehen hat und das wir nur geduldig erwarten können.

Solche Erwartung genügt indessen dem, der seine Hoffnung im Angesicht des Todes bewährt. Er hofft auf das, was ihm schon gewährt wurde: Gnade im Gericht, Leben aus dem Tod. Und solche Bewährung, die ihre Zeit nicht im Geschwätz, sondern in der Liebe verbringt, gewinnt hoffnungsvolle Gewißheit gemäß dem Wort des Apostels: "Ich bin gewiß: Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges; keine Gewalten: weder Höhe noch Tiefe noch irgendeine andere Kreatur, kann uns von der Liebe Gottes scheiden, die er uns in unserm Herrn Jesus Christus erzeugt hat " (Röm 8,38f).

Der Gottesdienst teilt, wo er recht gefeiert wird, Glaube, Liebe und Hoffnung aus. Damit wir dieser Gaben als der Wahrheit unseres Daseins gewiß werden, bedürfen sie der Bewährung. Davon haben wir gesprochen.

Christliches Leben bewegt sich immer in diesem Zirkel von Hören, Gewißheit und Bewährung, und es gefährdet sich selbst, wo es diesen Zirkel preisgibt oder still stehen läßt. Christliches Leben bedarf des Hörens, der Gewißheit und der Bewährung.

405

St.Lamberti Oldenburg



*Gottesdienst
als
Vergewisserung*

Lamberti-Gespräche